

Jennifer Mentges

ELTERN HAUS

Thriller

 | SCHERZ

6. März

Es gab Cocktails und Pianomusik und einen Blick aus diesen Augen. Die Farbe undefinierbar. Helles Grün, helles Blau, meerwassergleißend. Augen wie Fenster zu einem Geheimnis – oder in eine große Leere. Bartstoppeln. Er lächelte vor sich hin, als er sich mit der Hand durch die Haare fuhr. Er trug sie nach hinten gekämmt. Dunkel waren sie, voll und wellig. Weiß wie Milch die Zähne. Brusthaare, die er gern ein paar Zentimeter aus dem Hemd blitzen ließ. Er verstand die Menschen nicht, die anderen ihre Eitelkeit vorwarfen wie einen Makel. Eitelkeit war in seinen Augen nur der Beweis dafür, dass man sich selbst nicht gleichgültig war. Mochte man andere Menschen auch als bedeutungslos für das eigene Leben empfinden, sich selbst gegenüber hätte Tobias diese Form von Abgestumpftheit als Verrat betrachtet. Noch idiotischer aber war es, andere merken zu lassen, wie wenig sie einem bedeuteten, wie sehr man sie insgeheim verachtete. Das gestattete er sich nur in kleinen Momenten der Schwäche, bevor er die Maske wieder aufsetzte.

Sie saß perfekt.

Seine kleine Familie war Teil der Tarnung.

Sicheres Netz.

Warmes Nest.

Hübsches Haus, schöne Freundin. Leider war sie zu anhänglich, war wie eine dieser Kletten, die sich mit ihren hakeligen Blüten beim Sonntagspaziergang an Mäntel und Hundefelle hefteten. La-

rissa war sogar so weit gegangen, ihm ein Kind anzuhängen. Gegen seinen Willen war sie schwanger geworden, und gegen seinen Willen liebte er seinen Sohn abgöttisch. Theo war zwei und Grund genug, diese Vater-Mutter-Kind-Idylle zu ertragen. Dieses Duftgemisch aus Kräutergarten, selbstgebackenem Apfelkuchen und Babykacke. Eines Tages würde es auf klare Worte und eine Trennung hinauslaufen. Noch bestand keine Notwendigkeit. Noch war es angenehm, so wie es war. Der Sex. Ihr Lachen. Ihre emsige Art, die Vegetarierin rauszukehren und ihm Gemüse schmackhaft zu machen. So als würde die Welt eine bessere, nur weil man Auberginen aß. Sie war naiv in ihrer Glücksgläubigkeit, und er ließ sie gewähren.

Sie hatte das Beste vom Leben gewollt – und ihn gekriegt.

Ihr Problem.

Tobias Hansen war der Meinung, dass es nur zwei Kategorien von Menschen gab, die Guten und die Bösen, und er hatte das nicht ganz unbedeutende Talent, das Eine in sich schlummern zu wissen und es durch das Andere zu kaschieren.

Die Frauen waren verrückt nach ihm. Das ließ sich nicht vermeiden, wenn man dieses Aussehen hatte – und Talent am Klavier. Er war Barpianist in einem der besten Hotels der Stadt. Berühmt für seine Küche und die Terrasse am Fluss unter alten Lindenbäumen.

As Time Goes By. Summertime. Ballade pour Adeline. Moonlight Serenade. Candle in The Wind.

Er hatte alles drauf. Er untermalte ihre Träume musikalisch, während sie in den Samtsesseln der Bar saßen, die Beine übereinandergeschlagen, am Champagner nippten, ihm zulächelten und mit der Fingerspitze über den Rand ihres Glases strichen, als wäre es der spitz gezeichnete Amorbogen seiner Lippe, die oben voller ausfiel als unten. Ungewöhnlich, aber nicht ohne Reiz.

Es war ruhig heute Abend. Ein Sonntag. Er liebte die Sonntagabende. Sie waren eine bittersüße Auflehnung gegen das ernüchternde Gesicht des nahenden Montags. Er ließ seine Blicke schweifen, trank Whisky, spielte was von der Knef.

Für mich soll's rote Rosen regnen.

Es war diese Zeit zwischen Tag und Traum, die er mochte, während die große Stadt ihre ganz eigene Melodie fand. Die Schwärmeri der anwesenden Damen amüsierte ihn allenfalls. Er mochte es lieber, wenn sie sich desinteressiert zeigten, anfangs, ihn mit kalten Augen anblitzten, ihn *abblitzen* ließen, bevor sie schwach wurden und sich ihm hingaben voller Wollust, alles vergaßen, ihren Mann, ihre Kinder, ihren Anstand, ihre guten Manieren. Wenn sie schwitzend in seinen Armen lagen und es ihnen egal war, dass die Mascara von ihren Wimpern krümelte und schwarze Schatten unter ihre Augen malte. Er bevorzugte die Adretten, Akkuraten, Verheirateten, Pflichtbewussten, die so glatt und kühl waren wie die Perlen um ihren Hals. Es erregte ihn, die festgezurrten Linien ihrer schmalen beherrschten Münder aufweichen zu sehen, bevor ihnen ein Stöhnen oder ein leiser Schrei entfuhr. Die Elbvororte waren voll von Frauen mit dieser perfekten Fassade – und das Hotel von weiblichen, erfolgreichen Gästen, die sich nach ihren Geschäften nach etwas Wärme sehnten wie ein kühler Tag, der sich plötzlich aufheizte und in der Mittagssonne zerfloss.

Für mich soll's rote Rosen regnen.

Mir sollten sämtliche Wunder begegnen.

Konnten sie haben.

Aber nicht heute.

Auch wenn die Bar von diesen Zutraulichen wimmelte, ein paar Drinks im Blut, Hunger im Blick, die man nicht lange um ein nächtliches Vergnügen hätte bitten müssen und in denen Sehnsucht aufwallte, sobald er diesen Titanic-Song spielte.

My Heart Will Go On.

Sichere Nummer.

Ging immer.

Er spulte noch das herunter, was man von ihm erwartete, ein wenig Nat King Cole, ein bisschen Sinatra, *Unforgettable*, *Strangers in The Night*, und machte um ein Uhr nachts Feierabend. Froh, endlich allein zu sein, obwohl er unter Schlaflosigkeit litt, die einen Menschen einsam und melancholisch machen konnte. Es war die Schlaflosigkeit jener, die die Gier kennen. Nicht das Sattsein.

Er fuhr immer denselben Weg nach Hause. Und wie so häufig legte er einen Stopp ein an einem Ort, an dem er nichts zu suchen hatte. Vor einem Haus im Hamburger Westen, das nicht das seine war. In einer Gegend, in der er nicht wohnte. Ihn zog es zu einer kleinen Straße, die von der vornehmen Elbchaussee abzweigte. Othmarschen war ein feines Pflaster, blank gefegt und ruhig. Stille und Sauberkeit. Nur wenige Minuten zu Fuß waren es von hier bis zum Elbstrand, nur wenige Minuten, bis man die Schuhe abstreifen und im Sommer durch feinen Sand laufen konnte, von den nackten Zehen hochkatapultiert zu kleinen Fontänen. Der Elbstrand war Hamburgs Spezialeffekt. Das glitzernde Wasser des Flusses, die Ahnung von Meer, die Riesenspötte und die Sonnenuntergänge, die der Himmel der Stadt manchmal spendierte, bis alles getränkt war im Farbton eines beschwingten Glases Rosé. So spät in der Nacht und um diese Jahreszeit war alles anders. Die Bäume waren noch nackt. Fäden von Nebel hingen in der Luft. Das Pflaster war feucht vom Regen. Auf den Straßen standen Pfützen. Es war kalt, und die Ruhe, die auch am Tage hier draußen herrschte, war dröhnendem Schweigen gewichen. Der Wind zischelte um seinen Wagen. Die Hafenkranne auf der Kaimauer am gegenüberliegenden Ufer des Flusses wirkten wie gigantische Raubvögel mit zur Erde geneigtem Schnabel, bereit zur Attacke.

Er hielt vor dem Haus am Ende der Straße, das durch sein großes Grundstück respektvoll Abstand hielt zu seinen Nachbarn. Er schaltete Motor und Scheinwerfer aus, obwohl er sich nicht lange aufhalten würde, und blickte hinüber zu dem gewaltigen Gemäuer. Von der Substanz her ansehnlich, wirkte es durch langen Leerstand verlottert in dieser manikürten Gegend. Tobias schlug in rhythmischem Trommelwirbel aufs Lenkrad. Wie oft hatte er hier schon gestanden! Bei Tag, bei Nacht. Bei Sonne und Regen und Sturm und Schnee. In Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es war ein imposantes Anwesen inmitten eines weitläufigen Gartens. Trotz seiner Verwahrlosung verfügte er aufgrund seines jahrhundertealten Baumbestandes immer noch über die nötige Grandezza. Die Fassade des dreistöckigen Hauses bestand aus braunem Backstein. In der ersten Etage befand sich ein Erker mit bleiverglasten Scheiben, der so romantisch aussah, als habe hier vor vielen Jahren ein Dichter am offenen Fenster gestanden und seine Verse hinausgerufen auf die Straße. Im Stockwerk darüber wurden zwei nebeneinanderliegende Bogenfenster von einem Giebel in Obhut genommen.

An den Mauern der Villa war der Efeu nicht zu bändigen. Die Kirschlorbeerhecke, die ums Grundstück lief, wucherte wild und war vermutlich ein Nachbarschaftsärgernis. Im Vorgarten baumelte an einem weißen galgenförmigen Balken das Schild eines Maklers. Zu verkaufen. Zwei Steinskulpturen rechts und links der Treppe zum Eingang hatte man im Regen stehen lassen. Dunkelheit und Schweigen, Totenstille. Nichts hatte sich in all den Jahren verändert, in denen das Haus leer stand.

Nichts ging voran.

Sollte das ewig so weitergehen?

Er saß noch einen Moment lang untätig hinter dem Steuer auf der verlassenen Straße, dann ließ er den Motor wieder an. Ihm war nach einem schweren Wein und nach Rachmaninow. Dieses

Haus suchte ihn heute noch heim. Es war sein Schicksal. Wie eine düstere Musik. Die blieb für immer in einem, wenn man sie nicht zu vertreiben vermochte. Man konnte sein altes Ich nicht einfach abschütteln.

Endlich fuhr er nach Hause ins Treppenviertel von Blankenese, wo sich Kapitänshäuschen an herrische Villen schmiegt. Die Sackgasse, in der er wohnte, zweigte südlich von der Terrasse des Hotels Süllbergs ab, auf dessen Aussichtsturm die rot-weiße Fahne der Hansestadt wehte. Er schien über das Treiben unter ihm zu wachen, und man konnte gar nicht anders, als sich geborgen zu fühlen, behütet und sicher, unbelästigt und unbehelligt von allem Bösen, das hier draußen weit weg zu sein schien.

Es war kurz nach halb zwei in der Nacht. Seine Zeit. Er hatte lange nicht mehr tief und fest geschlafen, ihm war kalt, aber er dachte nicht daran, sich hinzulegen. Er wollte jetzt niemanden neben sich haben. Vermutlich hatte es Theo zu seiner Mutter Larissa ins Bett geschafft, und für sie drei war es nicht komfortabel genug. Er parkte seinen alten schwarzen Saab in der Einfahrt zu der abschüssigen Garage, die er aus Bequemlichkeit meist nicht nutzte, öffnete das schmiedeeiserne Gartentor, das in den Angeln quietschte, ging am Steingarten vorbei, der zu seiner Rechten lag. Fetthenne, Enzian, Thymian und Lavendel zwischen Findlingen und Geröllstücken. Die Schneeglöckchen und Krokusse in Gelb und Violett waren ein erstes Lebenszeichen inmitten der komatösen Natur. »Wie ein kleines alpines Gebirge«, hatte Larissa stolz verkündet. Sie war verschwitzt gewesen von der ungewohnten körperlichen Arbeit. Sie stand plötzlich auf diese ganze Living-at-Home-Idylle mit Nestbautrieb und Gartenarbeit, selbstgezogenen Kräutern und eigenen Tomaten. Sommerliche Melonen-Rezepte und Weihnachtskranz an der Tür. All das. Er hatte gelächelt, als er damals den von ihr angelegten Steingarten betrachtete. Er hatte

sie auf den Scheitel ihres langen Haares geküsst und so getan, als sei er gerührt von ihrem Eifer. Was er vielleicht sogar war, wenn er es recht bedachte. Er hatte Respekt vor Menschen, die für etwas brannten. Und er konnte sie sich sehr sexy nackt in Gummistiefeln unter dem Apfelbaum hinterm Haus auf der Blumenwiese vorstellen.

Er stieg die Stufen zur Tür hoch, schloss auf und betrat den Windfang. Von hier ging eine Treppe hinunter in den Keller. Im Erdgeschoss befanden sich das Wohnzimmer, das in den offenen Essbereich mündete, sowie eine kleine lichtarme Küche. In der oberen Etage waren Schlaf- und Kinderzimmer untergebracht und das Bad. Tobias entzündete ein Feuer im Kamin des Wohnraums, schenkte sich ein Glas Barolo ein und ließ leise Jazzmusik von Dave Brubeck erklingen. Larissa hatte ihm einen Teller mit Käse und Oliven in den Kühlschrank gestellt, gutes Mädchen.

Bevor er zu Bett ging, setzte er sich an den schwarz lackierten Flügel vor dem Kamin. Es war gut, dass Larissa und sein Sohn im oberen Stockwerk schliefen, wenn er sich auch nichts vormachte. Das Haus war klein, die Wände waren dünn. Larissa würde wach werden, wenn sie es nicht längst schon war. Doch sie würde es nicht wagen, hinunterzukommen. Am Anfang ihrer Beziehung, als es Theo noch nicht gab, hatte sie mal versucht, diese kitschige *Pretty Woman*-Szene nachzuspielen, indem sie nackt unter ihrem Morgenmantel zu ihm getreten war, um ihn am Klavier zu verführen. Hatte geklappt. Du meine Güte, er war ein Mann! Und sie eine schöne Frau. Mit lockigem Haar, flachem Bauch und kecken Brüsten. Grazil, rothaarig, süß. Inzwischen wusste sie, wie nervenzerreißend angespannt er sein konnte, wie schweigsam und mürrisch, wie snobistisch, bis er Erlösung fand in seinem Spiel und im Alkohol. Er trank zu viel, machte aber nie den Eindruck von Trunkenheit. Er wusste sich zu benehmen, wusste, was sich

gehörte. Er entschied sich für die Nummer vier der *Moments musicaux* für Klavier op. 16 von Rachmaninow. Ein Stück voller Leidenschaft, voller Verlangen, Jubel, Kraft, Triumph. Seine Finger rasten über die Tasten. Eine Haarsträhne löste sich und fiel ihm über die Augen. Das Feuer knisterte. Als er geendet hatte, trat er auf den Balkon vor dem breiten Wohnzimmerfenster, genoss das Frösteln und trank Whisky. Wie immer beendete er den Abend mit einem doppelten Scotch aus dem Wasserglas. Wenn es ein dreifacher wurde, konnte er damit auch leben. Die Nacht war an ihrem tiefsten Punkt angelangt, versunken in finsternes Grübeln. Der Wind jagte ums Haus, der Fluss unter dem Hang war aufgewühlt. Er ging nach oben und begab sich zu Bett, ohne das Licht anzuknippen. Er fuhr durch das zerzauste Haar seines Sohnes, das den gleichen Rotschimmer hatte wie das seiner Mutter und nach der Süße von Popcorn roch. Er betrachtete Larissa, während er sich auszog, seine Kleidung achtlos zu Boden fallen ließ und sich umzog für die Nacht. Nur eine Pyjamahose, blau-weiß gestreift, nackter Oberkörper. Vielleicht hätte er mit Larissa geschlafen, wenn Theo nicht zwischen ihnen gelegen hätte. Er wusste, er würde in ein paar Stunden mit keiner guten Laune erwachen. Er spürte seinen Rücken, er litt an Schmerzen, und er dachte an all die kleinen Klavierschüler, die er in einigen Stunden wieder unterrichten würde. Blankeneser Blagen, denen ihre Eltern jeden Wunsch von den Augen ablasen. Die sich von ihren Müttern wie Graf Rotz im SUV durch die Gegend chauffieren ließen, eine satte Kindheit mit teuren Privatschulen und englischen Internaten, mit Ferienreisen sommers wie winters. Ibiza und Zürs. Sein Leben wäre bedeutend einfacher, wenn ihm diese untalentierten Kinder erspart blieben. Es war schlecht fürs Karma, wenn man in seinem Alter Dinge tat, die einen ankotzten. Ihn ekelte es ohnehin schon, jeden Morgen aufzustehen. Jeden Morgen die gleiche Routine. Die Tage einander ähnlich und so vorhersehbar wie die Menschen.

2

15. März

Yvette Winkler war eine schöne Frau. Klein und schmal, die Augen in der Farbe von Wabenhonig, kurzes blondes Haar mit langer Vorderpartie, die weich in die Stirn fiel, akkurat gezeichnete Züge, ein Gesicht wie ein penibel aufgeräumtes Zimmer. Sie hatte eine bemerkenswerte Stimme, bedächtig und sanft, die manchmal abrutschte ins Raue. Sie gehörte zu den Glücklichen, die sich keine Sorgen ums Geld machen mussten. Das war nicht immer so gewesen. Ihre Attraktivität kam von guten Genen und gewissenhafter Pflege, ihr aufrechter Gang von einer stolzen Haltung, die manche annehmen, die durch dunkle Täler gewandert – und die plötzlich, in ihrem Fall durch Heirat, auf der Sonnenseite des Wetterhäuschens gelandet sind. Sie meditierte manchmal, was ihr dabei half, ihren nervös klimpernden Lidern eine Ruhephase zu verschaffen. Diese Pausen brauchte sie dringend, denn ihre vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungs, saugten sie aus wie kleine Vampire. Ihr Mann Bernhard nahm bei Alltagsverrichtungen und Erziehung zumeist nur eine Statistenrolle ein, die Haupttrolle überließ er ihr mit Exklusivvertrag und Handkuss.

Yvette war der Typ Frau, der immer ein wenig zu stark am Rad drehte. Immer in Eile, immer schon halb zur Tür hinaus, obwohl der Satz noch nicht zu Ende gesprochen war. Ihr eigener nicht und auch nicht der jener Person, die sie gerade im Begriff war zu verlassen. Eine dieser Frauen, deren Leben von den Terminen

der Kinder diktiert wurde. Kieferorthopäde, Fußballtraining, Turnstunde – und abends Füße hoch? Ofen aus? Nichts da! Müdigkeit war nichts anderes als Schwäche. Keine Vollbremsung im Hamsterrad. Da waren die Gäste, die bewirtet werden wollten, die ein Hohelied auf ihr Roastbeef sangen, da waren die Kinder, die immer wieder auf nackten Füßen durch ihren Feierabend patschten. Manchmal wich das Rosenwangige auf ihrer porenlosen Haut hektischen roten Flecken, aber das wusste sie zu überschminken. Ihr war das Glück nicht in die Wiege gelegt worden, aber nun besaß sie es und schaukelte es umso heftiger. Bemühte sich, die Beste zu sein. Spielte ihre Rolle mit tapferer Fröhlichkeit. Alles andere wäre ihrer Meinung nach undankbar gewesen. Sie hatten es gut hier in Österreich in dem luxuriösen Holzhaus mit Alpenblick. Es war eine schnee- und sonnensatte Gegend, diese Gemeinde in den Walserdörfern in Vorarlberg. Sie genoss ihre finanzielle Sorglosigkeit, aber sie glaubte nicht mehr daran, dass das Leben sie noch mal überrumpeln würde.

Sie sollte sich irren.

Im Guten wie im Schlechten.

Es kam nicht oft vor, dass Yvette und Bernhard Winkler in dem Ort ausgingen, in dem sie wohnten. Eineinhalbtausend Einwohner, rund siebenzig Gaststätten, Scharen von Touristen. Normalerweise fuhren sie die rund fünfzig Kilometer nach Liechtenstein, wenn sie den Abend zu zweit verbringen wollten. Manchmal auch nach Bregenz, was in etwa das Gleiche an Fahrzeit bedeutete. Bernhard nahm gern das Steuer in die Hand. Das galt für so ziemlich alles in ihrem gemeinsamen Leben. Doch diesmal hatte er sich für eine Weinstube vor Ort entschieden, oberhalb der Kirche. Hierher kamen sie selten. Sie ließen sich auf hellgrünem Samt nieder, weinrote Kissen im Rücken, bestellten Winzersekt, und Yvette missfielen wie immer die Gardinen. Die Gäste an den Tischen um sie herum drehten auf,

beschwingt von Stuben-Gemütlichkeit und Marillenschnaps. Bernhard hatte sie hierhergeführt mit der Ankündigung, er müsse etwas mit ihr besprechen. Sie durfte gespannt sein, fand Yvette.

Auch wenn sie nicht unbedingt Herzchen auf die Tageszeitung malte, sobald sie an ihren Mann dachte, so liebte sie ihn nach sechzehn Jahren Ehe immer noch. Auf eine stille vernünftige Art. Ihre Leidenschaft hatte Rost angesetzt. Seine Hände jagten keine Schauer mehr über ihre Haut. Sex war früher mal das Fundament ihrer Beziehung gewesen. Die unstillbare Sehnsucht, das Verzehren. Sie waren vor Gier verrückte Idioten gewesen, die nachts an einsame Badeseen gefahren waren, um sich dort am abgeflachten Ufer zu lieben. In den Nächten hatten sie sich auf abgestrampelten Laken in Yvettes winzigem Apartment um den Verstand gevögelt. Sie hatten sich müde geliebt, bis die Sonne aufging, bis die Nachbarn sich über den Krach beschwerten, wenn der quietschende Bettrahmen den Takt ihrer Liebe geschlagen hatte und sie ihre Lust durch das geöffnete Fenster hinausgestöhnt hatten in die laue Sommernacht. Sie hatten im gleichen Rhythmus geatmet, ihr Schweiß hatte sich mit seinem vermischt, ihre Körper hatten perfekt zueinander gepasst.

Dann hatten sie geheiratet, und die Kinder waren gekommen, mit ihnen die vollgekackten Pampers, die unruhigen Nächte, die Träume von bösen Geistern, die Zähne, die Windpocken, die triefenden Nasen, die keuchenden Bronchien. Yvette war immer müder geworden, und Bernhard lebte für den gigantischen Besitz seiner Eltern, in den er beruflich eingebunden war, und fürs Golfen. Sie waren Lebens-Gefährten, aber keine Liebenden mehr. Sie lagen nicht mehr ineinander verknäuelte im Bett, es gab keine nächtlichen Orgien, es gab Familien-Pizza und Läuse und Streit um Playmobil-Piraten und Schmusetiger, und während Bernhard zu Geschäftsessen einlud und viel auf Reisen ging, blieb Yvette mit ihren Kindern daheim, kochte heiße Schokolade und las sie in den

Schlaf. Aber nun waren sie aus dem Größten raus. Die Kinder waren sechs und acht, zwölf und vierzehn. Sie war vierundvierzig und hatte wegen der Familie auf eine Karriere im Hotelmanagement verzichtet.

Yvette hatte sich hübsch gemacht für den Abend: schmale Hose zum Blazer aus Leder, der die Farbe von Sand hatte und sich gut machte zum Pistazienton der Bestuhlung. Die übergroße Tasche, die beim Betreten des Restaurants lässig über ihrer Schulter gehangen hatte, beanspruchte den dritten Sessel am Tisch und knautschte sich zwischen Arm- und Rückenlehne wie ein fensterlederfarbener Hund. Es war ein matschiger düsterer Abend, und es wehte ein kräftiger Wind. Sie war zu dünn angezogen für das Wetter, hatte aus Eitelkeit auf Strümpfe verzichtet. Man heizte gut in der Weinstube. Der Kachelofen bullerte. Das Tischtuch war aus Leinen, die Kerzen brannten.

Bernhard gab die Bestellung auf. Sie beobachtete ihn. Die blonden Haare fielen ihm seitlich in die Stirn, er trug einen Blazer zur Jeans und ein am Kragen offenes helles Hemd. Er wirkte entspannt und duftete nach einem teuren Aftershave. Gesund, sauber, dynamisch. Er war ein attraktiver Mann, ein schlanker Endvierziger mit leichtem Bauchansatz, sportlich, blaue Augen hinter randloser Brille, Bergbubenlächeln. Für sie bestellte er das Risotto. Die Selbstverständlichkeit, mit der er die Führung übernahm, ärgerte sie.

Sie wusste jetzt schon, das Risotto würde einen faden Beigeschmack haben. Zum Glück war sie nicht hungrig. Ungeduldig nestelte sie am Revers ihres Blazers.

»Nun sag schon! Was hast du auf dem Herzen?«

»Dein Wohlergehen«, erwiderte Bernhard und hob sein Sektglas. »Wie immer. Cheers. Würdest du mir einen Gefallen tun? Hör bitte auf, an deiner Jacke herumzufummeln.«

Yvette ließ ihre Finger ruhen, lehnte sich zurück, schlug die Bei-

ne übereinander, aber schon waren ihre Hände wieder in Bewegung. Sie nahm den noch leeren Weinkelch vom Tisch und balancierte ihn, den Stiel zwischen ihren Fingern hin- und herrollend, auf dem Oberschenkel. Sie sah, dass ihm auch das missfiel und stellte das Glas zurück.

»Wir gehen zurück nach Hamburg. Kümmere dich um ein Haus!«

Sie riss ihre Augen auf, in denen erst Erstaunen und kurz darauf Entzücken stand. »Das glaube ich jetzt nicht.«

Bernhard zuckte mit den Achseln, als wolle er ausdrücken: Dann lass es halt!

»Wie das?«

»Ich bin jetzt achtundvierzig. Weit über die Hälfte meines Lebens liegt vermutlich längst hinter mir.« Bernhard schob die Brille in die Stirn, schloss eine Sekunde lang die Augen und massierte mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenwurzel. »Ich habe keine Lust mehr, mich bis ans Ende meiner Tage mit aufgebracht Bürgern herumzuschlagen, die sich darüber beschwerten, dass es aus einem unserer Schornsteine nach verfaulten Eiern riecht.«

»Stinkt dir ja schon eine ganze Weile, die Leitung eurer Papier- und Kartonfabrik.«

Wie oft war er in letzter Zeit verärgert nach Hause gekommen, weil die neue Papiermaschine technische Probleme mit der Versäuerung und Verkalkung hatte.

Bernhards Eltern hatten früh die Zuständigkeiten für den Familienbesitz unter ihren drei Söhnen aufgeteilt. Der eine die Verwaltung der Immobilien, der andere die des Waldbesitzes, Bernhard die Fabrik. Außerdem hatten sie ihr Geld investiert in ein Romantikhôtel, eine Kiesgrube, einen Golfplatz.

»Wird Zeit für mein eigenes Business.«

»Was du mit Anton ja bereits ins Auge gefasst hast vor langer Zeit.«

»Wenn man ein Jahr für eine lange Zeit hält«, sagte er, und sie vernahm den Anflug von Gereiztheit in seiner Stimme.

Ihre Anspannung spürte sie bis ins Rückgrat.

»Ich finde den Gedanken wunderbar, dass wir zurückgehen nach Deutschland, Liebling.«

Der Ober kam mit ihrem Risotto und seinem Kalbskotelett. Bernhard bestellte einen Chardonnay aus der Steiermark.

»Und es ist ein großartiges Geschäftsmodell«, sagte Yvette. »Spezialitäten aus den Alpenregionen in Österreich, Deutschland und der Schweiz für die Asiaten. Essen geht immer.«

Lustlos spießte sie einen Pilz auf die Gabel.

»Vergiss nicht den Wein!«, sagte er. »Und unsere Naturkosmetiklinie.«

»Das läuft«, sagte sie und lächelte ihm zu. »Ihr kriegt sogar die Chinesen zum Bergkäse, und halb Bangkok wird sich eure Edelweiß-Cremes ins Gesicht schmieren.«

»Du solltest nicht so übertreiben.«

»Ist mein purer Ernst.« Ihre Lider flatterten vor Erregung. »Was soll ich sagen? Es ist phantastisch.«

Der Wein kam. Der Ober schenkte ein, Bernhard probierte, nickte, sie stießen an, nippten. Ihr war er für einen Weißen zu schwer, sie mochte die leichten, spritzigen. Er fand ihn harmonisch.

Bernhard breitete die Arme aus wie ein großer Vogel seine Flügel vor dem Abheben. »Es ist alles in trockenen Tüchern. Anton kümmert sich um die Finanzen und die Registrierung unserer Firma in Asien. Ich übernehme Kundenbetreuung, Kontakte zu den Lieferanten, Marketing, Werbung.«

»Du machst mal wieder einen Löwenanteil der Arbeit.«

»Ich werde mehr Zeit für meine Familie haben, als dir lieb ist, mein Schatz.«

»Wer's glaubt! Und was sagen deine Eltern dazu, dass wir von hier weggehen? Sie werden ihre Enkel vermissen. Ihren Sohn.«

»Ihre Schwiegertochter ...«, fuhr Bernhard fort.

Yvette knetete die Hände, während sie durch ihren Mann hindurchstarrte und ihr das Lächeln im Gesicht gefror. »Lügner«, dachte sie.

»Auf die Zukunft«, sagte er.

Ihre Gläser stießen erneut mit einem leisen Klirren aneinander.

»Auf die Zukunft!«

»Hast du schon irgendeine Idee, wo wir in Hamburg wohnen wollen?«

»Es soll also wirklich Hamburg sein?«, hakte sie nach.

»Definitiv.«

»Sicher?«

»Aber ja. Es ist deine Heimat. Und ich habe die Stadt während meines Studiums schätzen gelernt.« Er tätschelte ihre Hand, die gerade das Glas abgesetzt hatte. »Hamburg ist das Tor zur Welt, und wir brauchen einen sicheren Hafen. In jeder Hinsicht.«

Sie konnte nicht anders. Sie beugte sich über den Tisch, um ihren Mann zu küssen.

»Stell dir vor!«, schwärmte sie. »Wir stehen in unserem Garten, blicken auf die Elbe und grillen ...«

»Hamburger«, sagte er, und sie lachten, wie sie lange nicht mehr zusammen gelacht hatten. Sie lachten so ausgelassen, dass die anderen Gäste zu ihnen hinüberblickten. Das Neckische, Leichte, Spielerische war eine Tonart, die nur noch selten in ihrer Ehe vorkam.

»Wir werden endlich unser eigenes Haus haben«, sagte sie.

Bernhard orderte zum Dessert Kaiserschmarrn; sie hatte vor Aufregung ihr Reisgericht kaum angerührt, und der Teller ging beinahe unangetastet in die Küche zurück.

Als sie das Restaurant verließen, strahlten ihre Augen, und der manchmal harte Zug um ihre Lippen war verschwunden.

Es kam ihr nach langer Zeit wieder so vor, als würde sie aus ei-

nem Meer von Möglichkeiten schöpfen. Vor lauter Übermut hielt Yvette im Laufen inne, schmiegte sich an Bernhard und tätschelte seinen Bauch. »Bald gibt's nur noch Rote Grütze.«

Vor ihnen lag eine wunderbare Zeit ohne Mehlspeisen und ohne seine Mutter.

Österreich würde bald schon Vergangenheit sein. Ihre Zukunft war Deutschland. Sie hatte das Gefühl, das Leben würde ihr noch mal eine ganze Welt schenken.

Alles auf Anfang!

Plötzlich hielt er ihre Hände fest und drückte ihren Körper ein Stück von sich weg.

»Warum Elbe?«

»Was meinst du?«

»Du hättest genauso gut sagen können Alster. Wir suchen uns ein Haus an der Alster.«

Sie bemühte sich um ein befreites Lachen und sagte: »An der Elbe sind die Sonnenaufgänge magischer.«

Keine Ahnung, ob das stimmte. Er sollte sie einfach machen lassen. So wenig Fragen wie möglich stellen. Vor allem keine, die ein schlechtes Licht auf sie werfen konnten. Sie wusste schon, was zu tun war.

3

18. März

Consuelo trug ihren Vornamen zu Recht. Er bedeutete »Trost«. Weniger verheißungsvoll klang ihr Nachname. *Strunz*. Velázquez wäre schön, dachte Consuelo manchmal. Consuelo Velázquez. Wie die mexikanische Sängerin, lange tot, Gott hab sie selig, die kaum noch einer kannte, aber ihr Lied lebte fort.

Bésame. Bésame mucho.

Küss mich. Küss mich oft.

Ein Doppelname hätte ihr auch gefallen, wie es in Mexiko üblich war. Nachname der Mutter. Und des Vaters. Doch ihre Mutter hatte einen Deutschen geheiratet, Wolfgang Strunz, Stammgast in der winzigen Kneipe am Fischmarkt, in dem die Mexikanerin Rosa Flores als Bedienung arbeitete, nachdem das Leben sie an den Hamburger Hafen gespült hatte. Rosa brachte den Gästen Bier und Brötchen mit Bismarckhering. Wolfgang brachte den Menschen in Altona ihre Post. Es war ein beschauliches Dasein in der kleinen Drei-Zimmer-Wohnung über der Kneipe, Vater, Mutter, ein Kind, das Rosa in zärtlichen Momenten Consuelito nannte, das sie an Sonntagen in bunte Kleider steckte und mit einer Blüte im schwarzen Haar schmückte. Consuelo erinnerte sich an Bohnen und Mais, an grün-rot-weiß gefärbten Reis am mexikanischen Nationalfeiertag im September und an die Zuckertotenköpfe und Marzipansärge, die ihre Mutter zum Tag der Toten im November auftischte. So viel Mexiko musste sein. Und trotzdem wurde aus

Consuelo keine Flores, keine Blume. Sie stand im Schatten ihrer Mutter, deren Schönheit ihr viele Verehrer und manche Affäre bescherte, was die Ehe ihrer Eltern zum Desaster machte.

Ihre von Rosa geerbten dicken Haare waren widerspenstig wie unwegsames Gestrüpp und zeigten mittlerweile erste Spinnenfäden von Grau. Seit ihrer Pubertät litt sie unter Fetteinlagerungen an Beinen, Armen und Hüfte, ihre Unterschenkel wirkten wie Säulen, ihre Füße waren oft geschwollen und sprengten beinahe die Ballerinas wie ein Soufflé das Porzellanförmchen im Backofen. Im Gegensatz zu ihrem massigen Körper fielen ihre Brüste eher klein aus, und so hatte sie sich das Tragen von ausgepolsterten Büstenhaltern angewöhnt und schminkte sich die Lippen knallrot. Da ihr Mund von Natur aus eher klein war, ein herziges Puppenmündchen, übermalte sie die Konturen mit dunklem Lipliner, womit sie es oft übertrieb, was dann den Anschein eines Menjou-Bärtchens erweckte. Ihre Augen waren von einem Zartbitterbraun; die gleiche Farbe hatte das dicke Muttermal an ihrem Kinn, von dem sie ab und zu ein paar Härchen mit der Nagelschere abschneiden musste, die herausprossen. Wie Schweineborsten, dachte sie manchmal.

Bésame. Bésame mucho.

Küss mich. Küss mich oft.

Ein Wunsch, der ihr bisher verwehrt geblieben war.

Seitdem ihre Eltern tot waren, lebte sie alleine über der Kneipe.

Trotz der drei Zimmer hatte sie kaum Platz. Consuelo Strunz teilte die Wohnung mit zweihundert Puppen. Sie waren überall. Hatte eine aus ihrer Sammlung einen Makel, brachte Consuelo sie in die Puppenklinik. Sie cremte ihre Celluloid-Gesichter regelmäßig mit Babyöl ein, damit sie nicht spröde wurden, entstaubte ihre Wimpern, frisierte die Haare, wusch die Kostüme. Die meisten hatten Namen. Ihr Liebling hieß Linda und trug ein bodenlanges Kleid aus kardinalrotem Samt. Die Puppen gaben Consuelo das

Gefühl, niemals allein zu sein. Sie hatten sie zeitlebens begleitet. In der Kindheit waren sie beinahe ihre einzigen Spielgefährtinnen gewesen. Freundinnen hatte sie kaum gehabt. Sie war das Mädchen, das bergeweise Einladungen zum Geburtstag verschickte, doch selten kam ein Gast vorbei – und noch viel seltener eine Gegeneinladung. Niemals hätte sie eine von ihren Puppen weggeben können. Sie wusste noch zu gut, wie sie sich im Alter von elf Jahren die Augen aus dem Kopf geheult hatte, als ihre Lieblingspuppe verschwunden war. Rosa Flores hatte sie abends, bevor am darauffolgenden Morgen in aller Herrgottsfrühe die Müllabfuhr kam, in eine der Tonnen auf dem Hof geworfen. Das Puppengesicht hatte Risse gehabt. Das hatte Rosa gestört. Es war betrüblich genug, dass ihre Tochter in Sachen Aussehen nicht nach ihr kam, da sollte nicht auch noch ihr Spielzeug ein deprimierender Anblick sein. Consuelo hatte das ihrer Mutter nie verziehen.

Die Puppen waren ihre Familie. Ihr Vater hatte sich mit fünfzig Jahren zu Tode gesoffen unten in der Kneipe, die ihm Nachschub an Schnaps und Bier lieferte – und seiner Frau an willigen Männern. Rosa Flores hatte den Vorteil, dass man sie sich nicht schön trinken musste. Sie war eine Augenweide. Der schwächling kleine Postbote an ihrer Seite konnte mit ihrem Tempo nicht mithalten, und Consuelo hatte manchmal der Gedanke beschlichen, dass Rosa ihren Ehemann am liebsten gemeinsam mit ihrer Puppe entsorgt hätte.

Rosa überlebte Wolfgang Strunz um rund zwanzig Jahre und war vor einigen Monaten einen qualvollen Krebstod gestorben. Consuelo hatte sie bis zum Schluss gepflegt, aber wenig Mitleid mit ihrer Mutter empfunden. Man riss eine Familie nicht auseinander, so wie sie es in ihrer Unersättlichkeit getan hatte. Jeder gläubige Mensch wusste, dass der liebe Gott nicht nur die kleinen Sünden im Laufe eines Lebens bestrafte.

Heute war Consuelo zweiundvierzig Jahre alt, hatte keine Kinder und keinen Mann und so gut wie keinerlei Erfahrung mit dem anderen Geschlecht. Sie aß für ihr Leben gern. Ihr Magen war hungrig wie ihr Herz. Sie liebte Kaffee und cremige Torten. Jahrelang hatte sie als Kassiererin in einem Discounter gearbeitet, bis sie auf die Idee gekommen war, sich Putzstellen in den Häusern gutsituierter Hamburger zu suchen, da sie mit fünfzehn Euro Stundenlohn bei rund zwanzig Arbeitsstunden die Woche nicht wirklich über die Runden kam.

Consuelo hatte eine Eigenschaft, die unbezahlbar war. Sie konnte etwas, zu dem nur noch wenige Menschen in der Lage waren. Sie konnte zuhören. Sie galt als einfühlsam und warmherzig. Und so war sie für einige ihrer Arbeitgeberinnen inzwischen unentbehrlich geworden. Es hatte klein angefangen. Mal waren es die Schulprobleme der Kinder, über die die reichen Hanseatinnen klagten. Mal der Ärger über die missmutige Schwägerin oder über nicht korrekt ausgeführte Handwerkerarbeiten. So wurde Consuelo immer mehr zur Vertrauten, die sowohl den Hausmüll als auch den Seelenabfall ihrer Arbeitgeberinnen wie einen vollgepackten Beutel mit sich nach draußen schleppte, um ihn zu entsorgen. Dass es eine Qual für sie war, sich auf die Nöte und Sorgen anderer Menschen zu konzentrieren, ahnte keiner. In Wirklichkeit empfand sie ihr eigenes Leben als einziges Drama, lechzte nach Aufmerksamkeit und Bestätigung und hätte gern das Maß an Wichtigkeit erfahren, welches ihr ihrer Meinung nach zustand. Da sie einen angeborenen Hang zur Theatralik hatte, lebte sie ihn durch übertriebene Gefühlsduselei aus. Sie war freigebig mit Sympathiebekundungen und überschüttete die Menschen in ihrer Umgebung mit ihrer Liebe, die letztendlich nichts anderes als Eigenliebe oder Selbsthass war. Darüber würden sich vermutlich die Experten streiten. Das Herz ein randvoller Brunnen. Wer genauer hinschau-

te, enttarnte ihren Überschwang als Hysterie, die auf einem labilen Charakter gründete. Aber wer machte sich schon die Mühe?

Die meisten empfanden sie als zuverlässig und empathisch. Man empfahl sie untereinander, sie hätte mehr Jobs haben können, als sie schaffen konnte, und argwöhnisch bäugten die Frauen einander, wer die Charts in Sachen Beliebtheit bei Consuelo anführte. Man schenkte ihr ausrangierte Klamotten, die sonst in Second-Hand-Shops oder zum Roten Kreuz gewandert wären. Zumindest das, was ihr passte. Viel war das nicht, denn ihre Arbeitgeberinnen waren dünn wie ausgemergelte Aristokratinnen. Aber immerhin! Sogar ein Pelzmantel war schon mal dabei gewesen. Die Spenderin hatte daraufhin den Zorn der anderen zu spüren bekommen, da das in deren Augen Wettbewerbsverzerrung war. Weihnachten gab es Pashminas und Parfüm. Man besorgte für Consuelo Frankfurter Kranz, wenn sie zum Saubermachen kam, und sie durfte sich an den chromglänzenden italienischen Kaffeeautomaten nach Herzenslust bedienen. Je länger Consuelo in den Villen verkehrte, desto mehr wurde sie Zeugin ehelicher Krisen und häuslicher Katastrophen, desto tiefer tauchte sie in den Kosmos der Familien ein. Manchmal kam Consuelo kaum noch zum Bügeln, da die Frauen lieber ungeniert vor ihr ihre schmutzige Wäsche wuschen. Gaben sie Partys, so war Consuelo selbstverständlich dabei. Als Aushilfe, die der Hausfrau zur Hand ging. Doch zu später Stunde gab es immer eine der anwesenden Damen, die ihr mit bleierner Zunge ihr Leid klagte. Der Mann ein Windhund. Die beste Freundin eine Zecke. Das Alter eine Bestie. Und immer wieder fiel das Wort von »Selbstverwirklichung«. Provence. Ibiza. Goa. Sssssscheisssegal! Gern noch ein Crémant! Es fiel Consuelo schwer, schweigend dazusitzen und nur zuzuhören, es kribbelte im ganzen Körper, aber sie riss sich zusammen und übte sich in Geduld. Consuelo hörte zu, wo sie sich lieber selbst inszeniert hätte. Sie blieb still, obwohl

ihr nach Schreien und Weinen war. Sie lächelte und nickte, schüttelte voller Empörung über das Gehörte den Kopf, legte in einer stummen Geste ihre Hand auf den Arm der Sprechenden, strich mit ihren Fingerspitzen zart über die mit Kaviar-Creme genährte Haut. Nicht umsonst bedeutete Consuelo »Trost«.

Aber wer schenkte ihr den? Wer hörte ihr zu, wenn sie ausgelaut zu Hause in dem alten Sessel mit dem braunen Plüschbezug und den hölzernen Tatzenfüßen saß? Wenn sie an der mit Notenblättern und Violinen bedruckten Gardine vorbei in weite Fernen starrte, reglos, in den anmutigen Posen ihrer Puppen? Ihre Seentröster bewahrte sie in einem Säckchen aus Organza auf, nicht größer als ein Kartenspiel.

»Mi pequena muneca quitapena«, murmelte sie andächtig.

Es klang melodischer als »meine kleinen Sorgenpüppchen«.

Es waren folkloristisch aussehende winzige Dinger, geformt aus Draht, angezogen mit Woll- und Stoffresten, das Gesicht aus Papierkugeln, um den Kopf geflochtene Bänder. Sie waren Tradition in Mexiko. Jedes Kind hatte sie. Man sprach mit ihnen, legte sie unters Kopfkissen, und am nächsten Morgen sollten sich alle Sorgen in Luft aufgelöst haben. Der Kummer fort. Die Probleme aufgesaugt von einem Fetzen farbenfroher Folklore.

Aberglaube.

Kinderglaube.

Mayaglaube.

Consuelo glaubte daran. Doch allmählich verlor sie die Geduld.

Ihr Gesicht war weiß und verstört, während sie eindringlich auf eines der Püppchen einredete. Die Kleine hatte ein mit Filzstift aufgemaltes fröhliches Gesicht, trug ein gelbes Wickeloberteil, einen bunten grobwebten Rock, ihre Haare bestanden aus weißen Wollfäden, und ihre Arme hatte sie ausgebreitet, als würde sie tanzen.

»Wie lange soll ich noch warten?«, sagte Consuelo, und sie war selbst überrascht über den hässlichen Ton in ihrer Stimme.

Bildete sie es sich ein, oder blickte das Püppchen jetzt angstvoll? Consuelo lächelte nachsichtig. Es war nicht nett von ihr, dem armen Ding einen Schrecken einzujagen. Aber hatte sie eine Wahl? Manchmal entwickelten die Dinge, die man nicht hatte, aber mehr als alles andere haben wollte, die größte Dynamik.

4

27. März

Hamburg schwamm in Pfützen. Die Nässe legte sich wie eine klamme Decke über alles. Jeder Tropfen ein Aufbegehren des Winters, der nicht loslassen wollte. Der Sturm heulte aus regengefüllter Kehle und fuhr wie von Sinnen in das, was er zu packen kriegte: die Bäume, die Wolken, die Mäntel der Passanten, deren Mützen so tief heruntergezogen waren wie ihre Mundwinkel. Nur noch dreieinhalb Wochen bis Ostern, Auferstehung, und der Himmel grau wie Holzasche. Es war erst kurz nach vier am Nachmittag, und trotzdem kam es Konrad Karstens vor, als würde um diese Uhrzeit die Welt um ihn herum bereits in Dämmerung versinken. Er hätte jetzt gerne jemanden an seiner Seite gehabt, und sei es auch nur die kleine Praktikantin mit den tailenlangen blonden Haaren, die bei jeder Bemerkung von ihm und seinen Kollegen nervös kicherte und sich den Rest des Tages gepflegt langweilte.

Kaum hatte er das Grundstück am Ende der Straße betreten, stellte Konrad Karstens fest, dass das alte Haus beeindruckend und abstoßend zugleich war. Bisher kannte er es nur von Fotos.

Unbestritten übte es einen Reiz aus. Es war auf heruntergekommene Art elegant, und wenn man über Vernachlässigung etwas Gutes sagen konnte, dann dass sie im besten Fall pittoresk wirkte. Das Haus benötigte dringend eine Generalüberholung und junges Blut, das in es hineinsickerte. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, wie idyllisch Haus und Garten wirken würden, wenn man erst einmal Ordnung geschaffen hatte. Dennoch

spürte er einen heftigen Widerwillen, die Villa zu betreten, sobald er an der Tür aus schwerem, dunklem Eichenholz angelangt war. Doch an einen Rückzug war nicht zu denken.

Er war noch neu im Beruf, gerade mal sechsundzwanzig Jahre alt, hatte BWL in Mannheim studiert und stand jetzt in den Startlöchern zu einer Karriere als Immobilienmakler in seiner Heimatstadt Hamburg. So der Plan. Aber Pläne brauchten Erfolgserlebnisse, wenn man sich und seiner Umgebung beweisen wollte, dass man einer von den Guten war. Er wollte mehr sein als einer dieser geldgierigen Haie, die nur eine Tür auf- und zusperrten, ein paar Leute durch die Immobilie scheuchten, Portfolios mit Details zum Haus verteilten und sich jedes Jahr von ihrer Provision ein neues Auto kauften – einfach, weil sie es konnten.

Er wollte nichts mehr und nichts weniger als Menschen und Häuser zusammenbringen. Sie sollten zueinander passen. Zu einer Einheit verschmelzen. Sein angestrebtes Ziel war Liebe auf den ersten Blick. Menschen, die auf der Stelle in ein Haus vernarrt waren. Und manchmal passierte es sogar, dass sich ein Haus die Menschen aussuchte, die es darin haben wollte.

Ihm war klar, dass dieses hier einen Liebhaber brauchen würde, der entweder beide Augen zudrückte und über vieles hinwegsah oder bereit war, eine gigantische Summe zu investieren. Viele Interessenten hatten sich das Anwesen in der langen Zeit angesehen, in der es leer gestanden hatte. Aber niemand hatte angebissen. Das einsamste Haus der Stadt, so nannten sie es in der Agentur. Nun sollte er sein Glück probieren.

»Dieses Objekt ist wie ein Maßanzug«, hatte sein Chef Erik Tannenbaum gesagt. »Der passt auch nicht jedem. Aber wartet nur ab! Irgendein Millionär wird sich schon finden. Mit jedem Flieger kommt ein Dummer nach Hamburg.«

Diese Denkweise hatte Konrad Karstens nicht gefallen. Aber er war noch nicht in der Position, seinem Chef Paroli zu bieten. Also hatte er einen kleinen Lacher ausgestoßen, so wie es auch die anderen taten, deren Rückgrat gekrümmt war wie ein Regenwurm nach langen Jahren in der Agentur.

Dieses Haus sollte seine Bewährungsprobe werden. Er fuhr sich noch mal mit der rechten Hand über seine roten Igelhaare, die seiner langen Schlaksigkeit die Krone aufsetzten.

Es war an der Zeit, ins Trockene zu kommen, denn er war bereits von den wenigen Schritten vom Auto zum Eingang durchnässt. Unablässig heulte der Wind ums Haus und rüttelte an den Fenstern. Wie ein ungeduldiger Gast, der es nicht erwarten konnte, bis man ihm Einlass gewährte. Notfalls mit Gewalt. Ein mieser Monat, dieser März. Konrad Karstens war zwar kein Freund von Hitze, die seine blasse Haut malträtierte und seine Sommersprossen hervorkitzelte wie die Sonne die Blütenteppiche in den Elbvorgärten, aber dieses Wetter war zum Davonlaufen.

Er warf einen letzten Blick über die Schulter zurück zur Straße, überwand seine Angst und drückte gegen die Tür, die sich anfangs sperrte nachzugeben, so als wolle sie es dem Neuankömmling nicht zu leicht machen. Erst als er mit seinem rechten Fuß gegen ihr unteres Ende trat, ging sie auf.

Kaum hatte er die Villa betreten, tauchte er ein in Dunkelheit, und es dauerte einen Moment, bis sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten. Der Strom war schon lange abgestellt.

Es roch muffig.

Nach altem Gemäuer und alten Geschichten.

Nach Vergangenenem und Vergänglichkeit.

Er sah sich um. Er schauderte, und das nicht nur, weil ihm die Kälte in die Knochen kroch. Kein leeres Haus war wirklich leer.

Etwas darin war immer lebendig und streckte seine Arme nach einem aus. Auch wenn es bereits seit Jahren unter einer staubigen und alles erstickenden Kruste des Schweigens lag.

Der lautlose Hall der Vergangenheit.

Die Empfangshalle musste einst sehr repräsentativ gewesen sein. Bahnen von dunkelroten Samttapeten mit goldenen Weinreben, teils verblasst, teils in Fetzen, wechselten sich ab mit einer Wandvertäfelung aus Nussbaum. Daraus bestand auch die Decke. Flügeltüren, die man eines Tages wieder mit Schwung aufreißen würde, gaben den Blick frei auf große, stolze Zimmer. Eine breite Treppe führte durch zwei Stockwerke. Die Pfosten rechts und links des Geländers waren mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert, die aussahen wie geklöppelte Spitze. Einige der gedrechselten Säulen unter den Handläufen waren herausgebrochen. Der Parkettboden mit Fischgrätmuster war abgenutzt und ohne Glanz. Zu viele spitze Absätze hatten sich im Laufe der Jahre hineingebohrt, zu viele harte Schritte in Herrenschuhen waren darüber *gegangen*, zu viel Zeit war *vergangen*.

Um die Diele mit dem altmodischen Marmorkamin, in dem noch die Reste verkohlter Glut lagen, gruppierten sich die Wohnräume mit ihren schweren Einbauschränken und Bücherregalen aus Mahagoni. Das Glas in den Fenstern, Oberlichtern und Türen war teilweise zerbrochen. Durch die Löcher waren Tauben hereingeschlüpft und hatten ihren ätzenden Kot hinterlassen. Sie schienen auch jetzt keinerlei Hemmungen zu haben, das Haus als ihr Eigentum zu betrachten und markierten ihren Besitzanspruch durch ihr beharrliches Gurren. Ein ausgestopfter Steinadler unter der Decke, auf einem Ast an schmiedeeisernen Ketten hockend, schien sich mit seinen weit ausgebreiteten Schwingen im Sturzflug auf Eindringlinge zu stürzen.

Konrad Karstens fuhr zusammen bei seinem Anblick. Der

Raum war imposant und erdrückend. Ihn fröstelte es. Er kam sich schutzlos vor, wie er so da stand im eiskalten Herzen des Hauses, beobachtet von den braunen Glasaugen des Adlers, die jede seiner Bewegungen zu registrieren schienen.

Er war keiner, der die Welt sah, wie die Welt nicht war. Dieser Besitz würde es seinen neuen Bewohnern, so man überhaupt welche fand, nicht leicht machen. Unbestritten hatte er eine Magie, die man in Neubauten vergeblich suchte. Und doch ging von seinen Mauern eine düstere Macht aus.

In ein paar Tagen hatte sich ein Ehepaar zur Besichtigung angesagt. Sein Chef hatte ihn aufgefordert, sich in Ruhe vor Ort umzusehen, damit er vorbereitet war. Ein Objekt wie dieses hatte nur eine einzige Chance. Es brauchte jemanden, der sich Hals über Kopf darin verliebte und dieser Liebe alles zu Füßen legte, sein Herz, seine Zeit, seine Energie, sein Konto. Genau das war es, woran er immer geglaubt hatte. Konrad Karstens war Realist, aber er war auch romantisch veranlagt. Liebe war das Zauberwort. Wie so oft im Leben. Die Liebe, die man mitbrachte, um einen Platz wie diesen zu bewahren und die Menschen, die darin lebten, zu beschützen. Durch Liebe konnte man Frösche in Prinzen verwandeln und aus dunklen Mauern eine Heimat schaffen. Und diese komplizierte Welt zu einem heimeligen Ort machen, den es leider viel zu selten noch gab.

Die Stille um ihn herum war dick wie Brei. Und doch gab das Haus unentwegt Lebenszeichen von sich. Es knarrte, seufzte und ächzte. Er schauderte und wischte sich mit der Hand über die Lippen, um einen kleinen Aufschrei des Unwohlseins zu ersticken. Er hatte eine instinktive Abneigung gegen dieses Gebäude und malträtierte mit zunehmendem Tempo seinen Kaugummi. Obwohl er nicht rauchte, war ihm jetzt nach einer Zigarette.

»Mädchen!«, schimpfte er mit sich selber.

Es war beruhigend, die eigene Stimme zu hören, obwohl sie seltsam dumpf klang in der hohen Halle. Also redete er weiter und schickte noch ein lautes dröhnendes Lachen hinterher, ehe er sich gut zuredete: »Das Haus ist voll mit Holz, und Holz arbeitet. Weiß jedes Kind, du Memme.«

Mit schnellen Schritten ging er die Wohnräume im Erdgeschoss ab.

Nach der Begehung unten wanderte sein Blick zum Fuß der Treppe. Er hastete sie hinauf, um sich die Schlafräume vorzunehmen, die von der Galerie abgingen, und ein paar weitere Zimmer im Stockwerk darüber. Sie alle waren in besserem Zustand als der marode Bereich im Erdgeschoss. Den Dachboden und den Keller schenkte er sich. Aus dem Portfolio wusste er, dass im Souterrain ein Weinkeller existierte, aber was sollte er da augenblicklich vorfinden außer Spinnweben und Staub, die eine oder andere zerbrochene Flasche und das Gefühl der Beklemmung, das er nicht loswurde?

Erleichterung erfüllte ihn, als er seinen Rundgang beendet hatte. Der Verzicht auf die Besichtigung von Keller und Speicher war unprofessionell. Erik Tannenbaum würde ihm den Kopf abreißen, wenn er das erführe, also sollte er wohl besser den Mund halten und so tun, als habe er alles gesehen. Wegen eines Kellers und eines Speichers kaufte man kein Haus. Interessierte keine Sau. Nun stand noch der letzte Punkt auf seiner Liste. Das Badehaus. Es war das zweite Gebäude auf dem Grundstück, sehr viel kleiner als das Haupthaus, ein Bau aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit weißer Holzverschalung um die Ziegelmauer und einem roten Schindeldach. Es hatte einen skandinavischen Touch und lag im hinteren Teil des Gartens, eingerahmt von einer Birkengruppe und einem Goldfischteich, begrenzt von der Kirschlorbeerhecke. Unter den Birken lag das tote Laub von

vielen Wintern; der Teich war zugewuchert mit vermodertem Schilf und umgeknickten Rohrkolben. Es gab noch eine zweite Etage, ein kleines Viereck, auf das man wie einen Deckel ein rotes Ziegeldach gestülpt hatte. Dem jungen Makler war dieses Haus weitaus sympathischer als die Villa. Es wirkte wie ein armer Verwandter des um Jahrzehnte älteren Erbonkels mit seinen porösen Knochen.

Karstens steckte den Schlüssel ins Schloss und betätigte den Türknauf, der sich nach rechts drehte, trat ein und absolvierte rasch seine Runde zwischen Miniatur-Hallenbad, finnischer Sauna und einem Freizeitraum. Sogar eine Tischtennisplatte war noch da, wenn auch das Flaschengrün der Ping-Pong-Fläche zu einem Grauton verblichen war und die linke Hälfte verkantet über der rechten lag. Ein Fall für den Sperrmüll. Das Schwimmbad hatte eine Größe von fünfzehn mal acht Metern. Bei weitem keine beeindruckenden Maße, aber besser als nichts. Es gab eine Chlor- und eine Umwälzanlage und sogar eine Fußbodenheizung unter den blauweißen Jugendstilfliesen. Es fehlte an nichts, auch wenn die Technik nach rund einem halben Jahrhundert veraltet war.

Als er genug gesehen hatte, verließ er das Badehaus, drückte die Tür zu und bückte sich, bedingt durch seine Länge, etwas nach vorn, um den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Was er hier zu Gesicht bekommen hatte, ließ ihn ein wenig hoffnungsfroher an die Besichtigung in ein paar Tagen denken. Es handelte sich um eine Familie mit Kindern. Da war ein Pool ein Pfund, mit dem man wuchern konnte. Dieses zweite Haus war sein Joker.

»Verzeihen Sie!«

Er zuckte zusammen, als er die Stimme hinter sich vernahm. Ruckartig richtete er sich auf und fuhr herum, während sich die Härchen in seinem Nacken und an seinen Armen aufstellten und sich seine linke Hand um den Türknauf krampfte.

»Habe ich Sie erschreckt?«

»Wie würden Sie das nennen, wenn sich jemand von hinten anpirscht?«

»Tut mir leid.«

Der Mann mit dem vollen dunklen Haar lächelte. Er hatte schöne Zähne und eine intensive Augenfarbe, stellte Karstens fest. Er schien Charme zu besitzen, und er hatte in etwa seine Körpergröße. Doch er hatte auch etwas Sonderbares an sich, wie er so dastand, einen angrinste und man nicht wusste, ob er einen mit seiner höflichen Art verhöhnte.

»Normalerweise gehe ich etwas geschickter vor. Ich bin wohl aus der Übung.«

Das Pochen in den Schläfen versuchte Karstens zu ignorieren. Er neigte zu Kopfschmerzen. Sie peinigten ihn immer dann, wenn er angespannt war.

»Schon okay! Sie müssen mich für kindisch halten.«

Konrad Karstens knatschte auf der mittlerweile völlig geschmacklosen Masse seines Kaugummi her, bis er Gefahr lief, seine Kiefernmuskulatur zu überanstrengen. Die Regentropfen hatten ein Tupfenmuster auf seine helle Windjacke gemalt. Er versuchte, lässig zu wirken, nahm das Kaugummi aus dem Mund und warf es in hohem Bogen in einen Rhododendronbusch.

»Ich habe das Verkaufsschild gesehen, als ich zufällig vorbeikam. Ich bin ausgestiegen und habe mich hier ein wenig umgesehen. Sind Sie der Makler?«

»Interessiert Sie das Objekt?«, stellte Karstens die Gegenfrage.

»Wir sind nicht unbedingt auf Augenhöhe, dieses Anwesen und ich.« Der Dunkelhaarige grinste und legte die gespreizten Finger an den Spitzen gegeneinander. »Ich verdiene zwar nicht schlecht, aber das hier ist mindestens drei Nummern zu groß für mich. Das gilt sowohl für die Quadratmeter als vermutlich auch für die Finanzen. Aber der Besitz hat was. Einen gewissen Zauber.«

Er zog ein silbernes Etui aus der Innentasche seines schwarzen Mantels und hielt es Karstens hin. »Rauchen Sie?«

Der wollte den Kopf schütteln, dann besann er sich anders. Er nahm eine Zigarette und ließ sich Feuer geben. Ihm fielen die gepflegten Hände des Mannes auf. Lange, feingliedrige Finger.

»Ein gewisser Zauber. Schön gesagt.« Konrad Karstens stieß eine kleine Rauchwolke aus, in der sich der Satz verfang, ehe er ihn mit einem Hüsteln über die Lippen brachte.

»Von mir aus schreiben Sie's in Ihr Portfolio. Ich verzichte auf mein Urheberrecht.« Der Mann lachte und erkundigte sich mit beiläufigem Unterton: »Gibt es Interessenten?«

»Würde Sie das wundern?«

»Ist eine ziemliche Herausforderung, das hier wieder auf Vordermann zu bringen.«

»Viele Klienten lieben genau das«, sagte Karstens, der dabei war, seine Sicherheit zurückzugewinnen. »Etwas wieder in Schuss zu bringen«, fuhr er fort, die Stimme belegt von dem für ihn ungewohnten Nikotin, »und es attraktiver zu gestalten, als es zuvor war.«

»Wissen Sie denn, wie es früher hier aussah?«

»Man kann es sich denken. Ein fähiger Makler muss über ausreichend Vorstellungskraft verfügen. Er muss sich ausmalen können, wie es aussah und wie es aussehen wird.« Er gefiel sich immer besser, nahm einen weiteren Zug aus seiner Zigarette, bevor er sie achtlos ins feuchte Gras schnippte.

»Das sollten Sie nicht tun!«, mahnte der Fremde. »Ihr Kaugummi haben Sie genauso unüberlegt entsorgt.«

Karstens war zu überrascht über die plötzlich schneidende Stimme und den kalten Ausdruck in den Augen seines Gegenübers, um etwas zu erwidern.

»Gebt das Heilige nicht den Hunden, und werft eure Perlen nicht den Schweinen vor – denn sie könnten es mit ihren Füßen zertreten.«

Der junge Makler sah den Mann verdutzt an.

»Jesus von Nazareth zu seinen Anhängern im Matthäus-Evangelium.«

»Sie haben's mit der Bibel?«

»Ich halte es mit der Bibel. Manchmal. Ich hätte es auch prosaischer ausdrücken können: Es ist immer wieder traurig, wie einige mit dem Eigentum anderer Menschen umgehen.«

»Ist das jetzt für Sie ein Problem?«

»Ich wollte nur nicht, dass Sie Schwierigkeiten bekommen, wenn die nächste Besichtigung ansteht. Eine Kippe im Gras macht sich nicht so gut. Betrachten Sie es als kleinen Freundschaftsdienst eines lebenserfahrenen Mannes in Sachen Erziehung und Etikette.«

Mit einem kleinen Seufzer ging Konrad Karstens in die Hocke und hob die von Nässe durchtränkte Zigarette auf.

Was für ein selbstgerechtes Arschloch!

Leider steckte in jedem ein potenzieller Kunde, Mieter oder Käufer von morgen, das war die Crux des Dienstleisters.

Der Unbekannte stand da und lächelte. »Andererseits sind Kippen zu hundert Prozent biologisch abbaubar. Kann aber bis zu einem Jahr dauern. Man muss also nur lange genug warten. So viel Zeit haben Sie vermutlich nicht. Wann, sagten Sie, ist der nächste Ortstermin?«

»Dieser Tage«, entfuhr es dem Makler nicht ohne Stolz. Der Typ sollte ruhig merken, dass er sich nur mit Dingen befasste, die Aussicht auf Erfolg hatten. Mit ihm würde er sich nicht länger abgeben. Er musste ihn schleunigst loswerden und sich ins Trockene flüchten. Das Lächeln, das sich berufsbedingt in seine Mundwinkel eingestanzte hatte, strengte ihn an. Seine Haare waren nass. Die Tropfen liefen ihm an Nacken und Schläfen hinunter und versickerten im Kragen seiner nebelgrauen Jacke.

»Ich muss leider los«, sagte er und machte sich auf zu dem kleinen Firmenwagen, der vor dem Grundstück am Gehsteig parkte. Ein scharfer Nordwestwind peitschte den Regen beinahe horizontal über den Rasen und stöhnte in den Ästen der Bäume. Die Straße war wie ausgestorben. Erst jetzt bemerkte er, dass er immer noch die aufgeweichte Zigarette in der Hand hielt. Er flippte sie in den Straßengraben, ließ die automatische Türverriegelung aufschnappen und stieg ein, wobei er seinen Körper zusammenfallen musste wie ein Klappmesser. Er war viel zu groß für den Mini und gab gewiss ein lächerliches Bild ab. Aber es galt als schick, mit einem Mini oder einem Smart bei den Kunden vorzufahren. Davon gab es einige in der weißen Flotte der Agentur-Fahrzeuge, auf deren Motorhaube das rote Firmenlogo prangte. In Hamburg liebte man Understatement. Zu dem Besichtigungstermin dieses Objekts in ein paar Tagen aber würde er einen der 4er-BMWs nehmen, das war er seinen Klienten schuldig.

Sein Blick folgte dem anderen, dessen Auto vor seinem abgestellt war. Er schlenderte darauf zu, sein Gang war langsam, beinahe affektiert, er schien trotz des Unwetters nicht die geringste Eile zu haben. So als könnten ihm Wind und Regen nichts anhaben. Schließlich erreichte er seinen Wagen und stieg mit geschmeidigen Bewegungen ein. Der schwarze Saab war zwar nicht mehr das neueste Modell, aber er hatte die richtige Größe für die fast zwei Meter Gardemaß seines Fahrers. Er hatte ganz vergessen, den Mann nach seinem Namen zu fragen. Doch wozu? Unwichtig! Er würde nie mehr von ihm hören. Ihn nie wiedersehen. Höchstens durch einen Zufall.

Was für ein komischer Vogel!

Interessierte sich auffallend für Dinge, die ihn nichts angingen. Machte einen auf Dandy mit seinem silbernen Zigarettenetui, hatte aber selbst zugegeben, sich solch einen Besitz niemals leisten zu können. Erst jetzt bemerkte Konrad, wie penetrant seine Finger

nach Nikotin stanken. Er startete den Motor und fuhr los, zog mit dem Mini an dem Saab vorbei und grüßte noch einmal flüchtig zu dem Fahrer hinüber, bevor er in den zweiten Gang schaltete. Im Rückspiegel sah er den Anflug eines Lächelns auf dessen Gesicht. Und das große Haus, das im Dunst dieses dämmrigen Spätnachmittages hinter ihm zurückblieb, während der Himmel weiterhin Regen spuckte. Er jagte den weißen Mini durch das aufspritzende Wasser der schlammigen Pfützen und war froh, dass er das Weite suchen konnte.